



wie sie dasteht

wie sie dasteht

Als ich nach Hause komme, steht sie vor der Tür: Sie mit ihren einst schwarzen Haaren, die jetzt grau geworden sind, mit ihrem Wintermantel, dem Strickschal und dem schwarzen Rock. Direkt vor der Eingangstür steht sie und starrt ins Grün der Tanne. Wenn ich es mir recht überlege, hätte ich sie fast nicht erkannt.

„Du hier“, sage ich und fische noch zwei Prospekte aus dem Briefkasten, das mache ich, um dem Moment und seiner Überraschung zu entgehen. Die Prospekte landen in der blauen Tonne. Ich gehe zur Eingangstür, bevor sie mir entgegenkommen kann.

„Ich hab's nicht mehr ausgehalten. Ich musste dich wiedersehen.“

„Na dann.“ Ich schließe die Tür auf. „Komm doch herein.“

Was hab ich denn für eine Wahl? Einen Menschen, der vierhundert Kilometer gefahren ist, um mich zu sehen, vor der Tür stehen lassen? Natürlich musste sie mich überhaupt nicht wiedersehen und genauso wenig muss ich sie hereinlassen. Aber wenn ich es nicht tue, hält sie mich für einen grausamen Menschen.

Und das nehm ich ihr übel: Dass ich keine Wahl habe.

Sie folgt mir in die Wohnung, schließt die Tür hinter sich, zieht Mantel und Strickschal aus, sieht sich um.

„Du stellst deine Kaffeemaschine auf den Schreibtisch?“

„Das ist eine Einzimmerwohnung“, sage ich. „Kein Familienhaushalt.“

„Darf ich dich in den Arm nehmen?“

„Bitte“

Sie drückt mich an sich. Wer vierhundert Kilometer fährt, um einen Menschen zu sehen, kann ihn schon einmal in aller Gründlichkeit an sich drücken. Einen Augenblick lang möchte ich sie am liebsten gegen die Fensterwand stoßen.

„Du hast abgenommen.“

„Na und?“, frage ich.

„Ist doch schön“

„Nein. Ist es nicht.“

Ruhe – Waffenstillstand. Kalter Krieg. Das hatten wir alles schon einmal.

„Woher hast du meine Adresse überhaupt?“

„Pass auf, Nadjas Mutter hatte doch Geburtstag. Da hat sie mir erzählt, dass...“ - von Nadja also. Nadja wollte mich unbedingt besuchen. Ich hätte sie nie darum gebeten. Ich hätte mich selbst nicht in den Zug gesetzt, um sie zu besuchen und vielleicht ahnt sie das. Sie hat sich in den vergangenen drei Monaten nicht mehr gemeldet. Es wäre an mir, Initiative zu ergreifen, die sogenannte Freundschaft aufrechtzuerhalten, aber was soll ich ihr schreiben? *Hey Nadja, danke, dass du meine Adresse weitergibst, sobald dich jemand danach fragt.*

Ich sollte nicht sarkastisch sein. Sie wird Nadja nicht direkt gefragt haben. Sie wird sich kurz vor der Abfahrt bei Nadja gemeldet haben, gesagt, dass sie mich nicht erreicht, dass sie dringend die Adresse braucht, um das Navi einzurichten, und Nadja in ihrer unermesslichen Gutherzigkeit hilft, wo sie kann.

„Freust du dich denn gar nicht, mich zu sehen?“, fragt sie vorwurfsvoll. Ich muss unwillkürlich lächeln.

Wie sie dasteht – mit herabhängenden Schultern, heruntergezogenen Mundwinkeln und einem zutiefst traurigen Ausdruck im Gesicht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass dieser Mensch vor mir je ein Bewerbungsgespräch gemeistert hat, eine Anmeldung im Sportverein oder eine Prüfungssituation. Alles was ihr Stand signalisiert, ist Schwäche.

„Na komm, setz dich“ Meine Stimme klingt seltsam versöhnlich, als wäre ich um Frieden bemüht.

Ich schiebe ihr meinen Bürostuhl zu, und sie setzt sich tatsächlich. Im Stuhl nimmt sie wieder ihre gewohnte, ihre zusammengekauerte Haltung ein, die Körperhaltung eines Menschen, der Jahrzehnte damit verbracht hat, in einer Ecke zu sitzen und Essen in sich hineinzuschaukeln.



wie sie dasteht

„Willst du einen Kaffee?“

„Gern“

Ich koche Kaffee für uns; Eine Tasse für mich, eine Tasse für sie.

Sie bedankt sich, fragt nach Milch, nippt an ihrer Tasse. Ich setze mich auf mein Bett, die Kaffeetasse in meinen Händen und schaue meine Mutter an.

„Hast du viel Stress?“, fragt sie.

„Geht so.“

„Wie ist die Arbeit?“

„Gut.“

„Und hast du Freunde hier?“

„Ja.“

„Das ist schön.“

„Warum bist du gekommen?“, frage ich.

„Du bist doch meine Tochter.“

Jetzt weint sie.

Ich kann mir nicht helfen, es ekelt mich. Um mein Gesicht abzuwenden, sehe ich aus dem Fenster. Eine Krähe hat es sich auf dem Baum meiner Nachbarn bequem gemacht und putzt ihr Gefieder.

Ich sehe wieder meine Mutter an. Über ihr Gesicht laufen immer noch Tränen. Sie ringt ihre Hände. Was für eine Geste. Ich kenne keinen anderen Menschen, der das macht.

„Liegt dir denn gar nichts an uns?“, fragt sie.

„Du hättest ihn anzeigen sollen“

„Was meinst du?“

Wie zögernd sie fragt: Als hätte ich etwas Absurdes, etwas Unpassendes gesagt; als würde sie nur nachfragen, um sich zu vergewissern, dass sie sich verfehlt hat. Aber das lasse ich ihr nicht durchgehen. Sie ist vierhundert Kilometer gefahren, um mich zu sehen – dann soll sie auch mit mir reden.

„Damals, als die Polizei das erste Mal gekommen ist, hättest du ihn anzeigen sollen.“

„Nein, das denke ich nicht“, sagt sie tapfer. Sie kann wirklich gut tapfer klingen. „Er versteht ja gar nicht, was er getan hat.“

„Natürlich weiß er nicht, was er getan hat“, kontere ich. „Es hat ihn in den letzten zwanzig Jahren auch keiner damit konfrontiert.“

„Was hätte das gebracht?“

„Was glaubst du denn?“ Meine Stimme ist leise geworden, leise und gepresst. Das liegt nicht an der Wut, ich bin nicht wütend, es liegt auch nicht an der Spannung zwischen uns: Ich werde leise, weil Sprechen jetzt Kraft kostet. Mich jagt die Sprachlosigkeit.

„Was glaubst du eigentlich?“ Die Worte sind fast unhörbar, aber sie sind ausgesprochen, sie sind da. „Glaubst du, dass ich so leben kann? Und wie soll ich ihm begegnen? Wie soll ich weiterleben? Was für eine Geschichte soll ich über mich erzählen?“

Stille.

Sie weiß nicht, was sie sagen soll und ich bringe keinen Ton mehr über meine Lippen. Die Sprachlosigkeit hat mich doch gekriegt, sie weiß genau, wo ich bin und wie sie mich fangen kann, sie kriegt mich jedes Mal.

„Es tut mir leid.“ Jetzt ist sie diejenige, die aus dem Fenster sieht. Aber das ist mir sympathisch, ihre Tränen waren es nicht. „Ich habe versucht euch zu beschützen. Als Kind bekommt man nicht viel mit, dachte ich.“

Ich lache auf.

„Ja“ Sie klingt trotzig. „Inzwischen weiß ich auch, dass es nicht so einfach geht. Aber damals – und ich habe ja mit Ärzten geredet und mit den Polizisten. Sie haben mir auch nichts erklärt. Ich wollte Hilfe holen für uns.“



wie sie dasteht

Ich hab dich lieb.

Ich will es aussprechen, ich will, dass meine Liebe wirklich ist, dass sie wie die Liebe von glücklichen Menschen ist, die Verbundenheit und Nähe schafft und der Trauer einen Raum gibt. Aber meine Liebe geht mit der Angst vor Abhängigkeit einher und abgesehen davon bin ich immer noch stumm.

„Hast du das gemalt?“

Sie zeigt auf ein Bild an der Wand.

Ich nicke.

„Wirklich?“ Auf ihrem Gesicht ist so etwas wie Befremden oder Abscheu zu sehen. Und sie steht tatsächlich auf und geht hin.

„Aber irgendwie...“

Die meisten Betrachter fragen mich, ob die Frau auf dem Bild einen Orgasmus hat. Das finde ich lustig, weil Billie Holiday mit dreizehn Jahren als Prostituierte arbeitete und zugleich höllische Angst vor Sex hatte. Die Frau auf dem Bild hat keinen Orgasmus. Sie singt.

Und das tröstet mich.

Mich tröstet bei Gott nicht viel von dem, was Menschen sagen oder tun. Wenn ich mit Frauen rede, die sexuell missbraucht worden sind, denke ich immer: *Die trägt das doch zur Schau*. Es ist kein guter Gedanke, er kommt mir trotzdem.

Ich mag Menschen nicht, die über ihre Gewalterfahrungen reden, weil Gewalt mich sprachlos macht. Wer Gewalt ausübt, gräbt mit einem Bagger ein Loch in den Boden einer anderen Existenz. Wer über seine Gewalterfahrungen spricht, versucht mit einem Teelöffel, dieses Loch wieder zu füllen. Wir reden nicht über das Erlebte, weil es uns hilft. Wir reden darüber, weil wir nicht wissen, was wir sonst tun können. Wenn du keinen Teelöffel hast, bleibt dir der Blick in die Tiefe.

Billie Holiday muss diesen Anblick gekannt haben. Jeder Liedtext wird abgründig, wenn sie ihn singt. Manchmal glaube ich – ich irre mich sicher – dass sie den Abgrund kannte, den ich mit mir herumtrage; dass mein Abgrund in ihrem enthalten war. Im Gegensatz zu mir hat Billie Holiday mit beiden Händen nach diesem Abgrund gegriffen und Jazz daraus gemacht.

Ich stehe auf und stelle mich neben meine Mutter, als wollte ich Distanz überwinden.

„Du malst wunderschöne Bilder.“

„Nee Mama“, sage ich und lache. Mein Lachen ist tief, mein Brustkorb vibriert. Mein Lachen ist erschreckend echt. „Ich hab nen Schaden.“

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).